

das sie Rath o. l. f. den Religionsunterricht erhalten sollten. Wie dieser Beschluß bald wieder umgestoßen wurde, erzählte Taine selbst dem Fremde wie folgt: „Ich bin ein erster Mann in allem, und bevor ich meine Kinder einem Priester anvertraute, wollte ich wissen, was man sie lehren würde. Ich fragte also nach dem weitesten katholischen Katechismus von Paris, und erfuhr, daß es der des Abbé G. u. me. ist. Ich kaufte ihn und las ihn zusammen mit meiner Frau von Anfang bis zum Ende. Aber wir fanden darin Behauptungen, die den Grundlagen unserer modernen Kultur so sehr widersprechen, daß es uns unmöglich war, den Geist unserer Kinder einem solchen Unterricht zu unterwerfen. Wir beschloßen daher, uns an einen protestantischen Pastor zu wenden. Schon lange las ich in der Familie das Bibelwerk von Neitz, und dieses Werk hatte mich in Achtung vor dem Protestantismus eingeübt.“

ich, so hätte ich es bis heute nicht getraut, diese Rolle zu spielen... Wenn ich aber einmal die Rolle habe, so laufe ich mit der ehrlichsten Leidenschaft Sturm gegen sie. Ich erblinde in ihr einen Feind, den zu besiegen ein Hochgenuss sein müßte! Wenn ich nur wüßte, wo ich sie packe. Sie ist aber von allen Seiten hockelbar! Ich umkreise sie, packe sie von da und dort an, achte es wieder auf... esse nicht, ich trinke nicht, ich schlafe schlecht, ich kümmere, wechsele... bis ich doch endlich irgendwo „hineinbeiß“, und dann ist sie mein!“

Das schlechte Mittel. „Nichts nütz sind die Stadteut' und alle ihre Sachen Schwinnel! Jetzt hab' ich schon zwei Flaschen Snjelenpulver gegessen und immer noch beißt's mich!“

Zeitbild. Spectant! „Hab' ich Red! Volk! ich soeben machen die schönste Weite — das, er! ich 50,000 Mark!“

Verbürgende Kunst. „Warum so nachdenklich, Herr Lottemeyer?“ „Ach, da soll ich dem Sekretariats-Affizienten Döppler ein Piano zu siebenhundert Mark liefern und keine keine Verbältnisse gar nicht!“ „Na, ich weiß auch bloß, daß er eine Frau hat, die zwanzig Jahre älter ist als er und klein und dünn...“ „Das genügt! Der Mann ist gut! Er kriegt das Piano!“

Malitios. Dame: „Mir träumte vergangene Nacht, daß ich die Jahre ausließe! Das bedeutet Verlust von Freunden!“ Herr: „Bei Ihnen doch nur von falschen!“

Verfälschung. „Wahner! dem seine Frau Zwillinge geschenkt hat!“ „Ja, also in Gottes Namen zur Abwechslung einmal etwas Bierhändiges!“ (Hilte, W.)

Maßprobität. „Glauben Sie auch, Herr Baron, daß verheiratete Männer länger leben, als unverheiratete?“ — „Nein, gnädige Frau, es kommt ihnen nur länger vor.“

Vergnügen im Monument. „W!st du nicht ein Glas Bier mitbringen?“ „W!st mir leid! Meine Frau ist nicht ganz wohl und da muß ich heute ins Theater!“

Ein Menschenfreund. Gerichtsvollzieher: „Sehen Sie, dem Mann vor hab' ich auf die Beine geholt.“ — „Wie ist?“ „Dem reichen Baron?“ — „Ja, ich hab' ihm die Gaitpage gepfändelt!“

Im Hochgebirge. Dame (entsetzt über die Großartigkeit der Natur): „Reich ein Anblick! Da kommt dich der Reich doch so wenig vor!“ — Lieutenant (kleinlaut): „Ich mir selbst beinabe!“

Sehr richtig. Vater (im strengem Ton): „Meinst du nicht, Ludwig, daß Lügen ein schändliches Vokler ist?“ — „Schön ist's freilich nicht; aber am Ende ist es das Einzige, was bis jetzt erfunden ist, um zu helfen, wenn man die Wahrheit nicht sagen will.“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Ein großer Fortschritt in der Verbilligung volkstümlicher Literatur ist die neue „Bibliothek der Bibliothek“ (Zeitschriften, Karl Brockhaus, v. u. f. Hof- und Verlagsbuchhandlung) „Bücher für Alle“, von der letzten der erste Band veröffentlicht wurde. Zum Preise von 50 Pfennigen wird von der genannten Bibliothek jeden Monat ein schön und elegant gebundener Band ansehnlichen Umfangs erscheinen, in dem eine größere oder zwei kleinere Novellen und mehrere geistreiche Aufsätze über allgemein Interessantes aus den verschiedensten Gebieten des Wissens enthalten sein sollen. Auch mit guten, nicht zu spärlich vertretenen Illustrationen sind die Bände ausgestattet. Der erste Band macht einen vortheilhaften Eindruck. Der Text, aus Original-Verarbeiten hervorragender Schriftsteller bestehend, ist unterhaltend und interessant, die Illustrationen sind schön ausgeführt und gut gedruckt, Papier und Einband befriedigend.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswähl vorkommenden:

Deutscher Kolonial Atlas. 30 Karten mit vielen Hundert Nebenarten, Entworfen, bearbeitet und herausgegeben von Emil Langhans. 2. Lieferung (enth. das deutsche Land und Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompagnie, Blatt I). Götting, Julius Verbeke, 1893. Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Von Staatsarchivar Dr. O. Henne am Rhein. Zweite neu bearbeitete, textlich und illustrativ sehr vermehrte Auflage. Circa 1000 Seiten Text, mit 130 Tafeln und Farbendrucken und 800 Abbildungen im Text. 2. Auflage. In 48 Lieferungen zu 50 Pf. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Das seine Dienstdienste wie es sein soll. Eine Gabe für Hausfrauen und Dienstmädchen von Lia von der Ritt. In Leinwand gebunden Preis 1,20 M. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.

Ein afrikanisches Urteil über Berlin. Der „Globe“ enthält einen Artikel, der an die Niederlage der Expedition Wilcox am Kilimandscharo anknüpft und darüber klagt, daß jene refraktarische Gesundheitsformide von Kilimandscharonagen, die unter der Führung des Meidenden Otto Gilbert von mehreren Tausend in Berlin erkrankt, den deutschen Gläubigen, welche sich für den religiösen Glauben, die für den Unterricht seiner Kinder wünschte. Das ältere Kind, das Mädchen, kam also zu dem Pastor in den Religionsunterricht; Taine selbst führte sie jede Woche hin und überhörte die Session. Dann kam die Neise an den Knaben. So wurde der protestantische Pastor Holland eine Art Hausgeistlicher der Familie Taine und so kam es auch, daß Taine ein protestantisches Begräbnis erhielt.

Der Kampf mit der Wölfe. Ein Mitarbeiter des „Magyar Szava“ wendete sich an die gelehrte ungarische Heroine Marie Jassai mit der Frage: „Wie studiren Sie Ihre Rollen ein?“ Frau Jassai gab hierauf folgende Antwort: „Ich erschreke vor jeder neuen Rolle. Ich stehe mit ihr auf feindseligem Fuße, bis ich sie näher gekannt. Ich hoffe sie, denn ich glaube, die ich, die mich zu Grunde richten will. Bevor ich sie noch in der Hand habe, gaute ich mich ihrer Willen mit dem Direktor: „Unmöglich, das kann ich nicht spielen.“ In der Wölfe muß man ja reißend oder mindestens schon sein um zu...“ „Doch: Unmöglich, das übersteigt meine Kraft, das verdirbt ich nicht zu.“ „So richte ich durch 4 bis 5 Wochen wegen „Lucrécia Borgia“ und wenn mein armer Direktor nicht mehr Verdienst verdient hätte als

Der Sonderling.

Roman von P. Felsberg.

156] Nun öffnete Ginther das Schreiben seines Onkels und las. Der Arzt betrachtete den Lesenden sehr aufmerksam und sah das Stammen, welches sich auf seinem Antlitze ausdrückte bei dem Durchlesen des ziemlich kurz gehaltenen Briefes.

wie du dich mir gezeigt; ich hätte dich im Auge behalten, dich erziehen sollen, statt ungeschulte Summen dir in den Schoß zu werfen. Laß die Vergangenheit ruhen und folge jetzt meinem Rathe. Du darfst Gertrud jedoch beirathen, aber unter der Bedingung, daß du ihr mein Geheimniß nicht entpflücht bis nach eurer Vermählung; auch soll sie nicht wissen, daß das Erbe der Schönburg's dir nicht zufällt. Laß sie in dem alter Glauben, daß dem Onkel unvermuthet sterben wird.“

Ginther hatte kein recht's Verständniß für die wenigen Zeilen seines Onkels und blickte befremdet Doktor Justus an, der sich beharrlich in die Ecke des Sophas lehnte und in sehr anmüthiger Stimmung zu sein schien.

„Darf ich es, darf ich sie hintergehen?“ „Ja, du darfst, ich selbst getraute es, und wer weiß es, vielleicht wird es auch so kommen.“ erwiderte Graf Schönburg, der Onkel Ginther's, der als Doktor Justus in seinem eigenen Schlosse aufgetreten war, mit einem Nicken, unter welchem schon längere Zeit gelebt hatte. Er blickte jetzt hinüber nach Felden, und seine Lippen preßten sich fest zusammen. Er wollte Rache nehmen an der stolzen Gertrud. Sie sollte nicht wissen, wen sie verheiratet, bis sie Ginther's Gattin war; dann erst sollte sie wissen, daß er der Wohlthäter ihres Gatten gewesen war.

Mein Onkel weicht nicht an Sie. Er schreibt hier: Es ist ganz gleich, ob du mit mir oder mit meinem Freunde Justus verheiratest. Du kannst Zeit dadurch ersparen, indem du ihm deine Meinung anvertraust. Er und ich sind so gut wie eine Person —

„Ginther, ich will nicht, daß du abhängig von mir bleibst.“ „Mein Onkel!“ unterbrach ihn Ginther freudig erregt und ergiffen von dieser Güte die er nicht verdient hatte.

Ginther hielt inne. Er sah hinüber zu Justus, und die Blicke der beiden Männer begegneten sich. Groß und voller Ernst sah Justus den jungen Mann an, und Ginther mußte plötzlich seine Augen niederichlagen; er erloschte jäh, ein Gedanke durchsuchte ihn, der ihm erschreckte. Nochmals las er dieselben Zeilen, während der Arzt seinen Blick von ihm wendete.

„Es drückt dich und sie — deine zukünftige Gemahlin. Du kannst ihr sagen, daß du ein selbständiges Vermögen besitzest, welches dir gestattet, dich zu verheirathen und in einer kleinen Garnison zu leben ohne Verheirathung und großer Luxus; will sie dann dein Weib werden, so hast du meine Einwilligung.“

So schrieb ihm Graf Schönburg an seinen Nefen, und doch war es die ihm wohlbekannte Handchrift seines Onkels, der sich mit seinem Arzte gleichstellte. „Er und ich sind so gut wie eine Person“, auf diesen Worten balfete sein Blick; er las sie immer wieder, und wie ein gelöstes Mäthel erschien ihm nun der Arzt, seine Anwesenheit hier, seine enge Freundschaft mit dem Grafen, sein ihm so bekanntes Bild, seine Stimme, die immer und immer wieder Erinnerungen in ihm geweckt hatte.

„Ich danke dir, Onkel!“ sprach Ginther, und wieder drückte er des Grafen Hand an seine Lippen.

Ein Chaos von Gedanken und Empfindungen flürrte in Ginther Schönburg, während sein Antlitze über den Brief gebeugt blieb, als lese er Hieroglyphen, die ihm ganz unverständlich seien. Sener Mann, der dort vor ihm saß, der angebliche Freund seines Onkels, der monatelang mit ihm hier gelebt auf dem Schlosse der Schönburg's, er war es selbst, sein Onkel, der Graf Schönburg, der Herr und Gebieter des Schlosses, sein Wohlthäter, der ihn gepflicht die ganze Zeit hindurch. Wie Schuppen fiel es Ginther von den Augen. Er wagte nicht, hinüber zu schauen zu Justus; er fürchtete sich vor seinem Blicke, der sein Innerstes zu durchschauen schien.

„Werde ein tüchtiger, vernünftiger Mensch, der auch an andere denkt, nicht immer und allein für sich sorgt; daß ist der beste Dank. Ich hoffe, noch Freunde an dir zu haben, du weißt, wie ich es meine. Meine Ansichten kemst du, stimme die deinen danach, und es soll dein Schaden nicht sein. Und nun leib' wohl für heute.“

Sollten diese Zeilen dazu dienen, das Geheimniß, in welches sein Onkel sich geflücht, zu entschleiern, wollte er sich jetzt, heute, zu erkennen geben, oder sollte es ein Warnungsruf sein? fragte sich Ginther und hielt das verhängnißvolle Blatt mit den bedeutungsvollen Worten noch immer in der Hand, die seine zitterte vor Erregung.

Justus ging. Ginther blieb in tiefer Erregung zurück. Es besiel ihn eine grenzenlose Scham bei dem Gedanken an sein Benehmen gegen Doktor Justus und an die Großmuth seines Onkels, der sein Innerstes zu durchschauen schien.

Nun, konnte es jetzt von Justus hinüber zu dem jungen Mann, verlesen Sie Ihren Onkel jetzt?“ Ginther erhob sich rasch; er hob den Kopf mühsig, er wollte nicht wie ein Schullknabe zittern, er wollte sein Urtheil hören ohne Bangen von dem Manne, der sein Schicksal in der Hand hielt. „Ja, ich verlese ihn und ich unterwerfe mich seinem Urtheil“, sprach er und trat zu Justus, als erwartete er von ihm eine weitere Erklärung.

Waren es nicht nur Hoffnungen, die er ihm gemacht. Hoffnungen auf sein Erbe? Mit Gewalt kämpfte Ginther gegen den eigenmächtigen Gedanken, daß sein Onkel unvermuthet und ohne leibliche Erben zu hinterlassen sterben möge. Er wollte sich bemühen, nicht mehr an dessen Tod zu denken, der in der Volktraft seiner Jahre stand und ihn, Ginther, doch überleben konnte. Er hatte sich ein ganz anderes Bild von seinem Oheim entworfen; es stimmte in nichts mit der Wirklichkeit überein.

Auch der Arzt erhob sich von seinem Sitze. Hoher Ernst lag auf der weisen, schönen Stirn desselben, und doch lang seine Stimme weich, als er sprach: „Ginther, wir temen uns beugte sich nieder.“ Ich schrieb diesen Brief, denn ich bin dein Onkel. Ich wollte dich kennen lernen, wie du bist.“

Und jetzt dachte er an Gertrud Felden, und eine nie gekannte Zoghaftigkeit besiel ihn. Er mußte hinüber zu ihr, mußte eine Stunde erhaschen, die ihm günstig erschien, um sich mit ihr auszusprechen und dann zu ihrer Mutter zu gehen und um sie zu werden. Eine nervöse Unruhe besiel ihn. Er brauchte lange Zeit, bis er endlich bereit war, das Schloß zu verlassen.

„Onkel, geh' nicht zu streng mit mir ins Gericht; jetzt weiß ich es, daß ich nicht war, wie ich sein sollte, daß ich es nicht bin, und ich habe keine Entschuldigung für mich. Gebiete über mich, ich will dir folgen.“ entgegnete der junge Graf und beugte sich nieder, die Hand seines Oheims zu küßen, die ihm stets nur Gutes gethan.

Was war denn über ihn gekommen, daß er ein so ganz anderer geworden? War es die Nähe seines Onkels, dessen Beispiel ihm plötzlich zeigte, wie ideal und leer die Freuden waren, die er sich zu wünschen gedachte? Mit ganz anderen Empfindungen als sonst blickte er auf den Bau der Fabrik. Schon dämmerte ein Verständniß in ihm auf für die edle That seines Oheims. Und er nahm sich vor, Felden mit anderen Augen anzusehen, und sollte er doch noch der Erbe seines Oheims werden, dann wollte er fortsetzen, was jener begonnen.

„Ich will dir keine Verwürfe machen, Ginther! Du bist jung, ich selbst trage einen Theil der Schuld, daß du so bist,

Mit diesem Vorsatz fühlte er sich würdiger der reichen Erb-

Alle die Redaktionen verantwortlich: S. H.: Albert Gering in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. b. G.



